

Zwischen Diplomatie und Immobilienprospekt

Grund zur Hoffnung? Trumps Friedensplan für Gaza

Es ist inzwischen mehr als ein halbes Jahr vergangen, seit US-Präsident Donald Trump gemeinsam mit dem israelischen Premierminister seinen großen Plan zur Beendigung des Gazakriegs verkündete. Damals hieß es, aus dem Küstenstreifen solle eine „Riviera des Nahen Ostens“ werden, Palästinenser sollten „freiwillig“ auswandern, und die USA würden die Kontrolle übernehmen. Wirklichkeit wurde dieser Plan einzig in einem KI-generierten Video, das Trump und Netanjahu beim Sonnenbaden in einem Luxus-hotel am Strand von Gaza zeigte.

Am Montag war es wieder so weit: Bei einer Pressekonferenz mit Netanjahu erwähnte Trump seinen alten Plan mit keinem Wort. Stattdessen präsentierte er einen neuen 20-Punkte-Plan. Doch wird auch dieser rasch an der Realität scheitern – oder ist es diesmal ernst? Es gibt genügend Gründe, skeptisch zu bleiben. Aber es gibt vielleicht Grund zur Hoffnung.

Der neue Plan liest sich wie eine Mischung aus diplomatischem Dokument und Immobilienprospekt. Die Marketing-Abteilung des Weißen Hauses hat bei der blumigen Bildsprache nicht gespart: Gaza soll zu einer „Wunderstadt“ des Nahen Ostens werden. Es gebe bereits spannende Investitionsideen, entwickelt von internationalen Expertenteams. Doch sobald es um konkrete Umsetzungsschritte geht, bleiben mehr Fragen als Antworten. So ist vom Abzug der israelischen Armee in drei Phasen die Rede – allerdings ohne jede zeitliche Festlegung. Das Gebiet soll vorübergehend von einer „Internationalen Stabilisierungstruppe“ kontrolliert werden, deren Zusammensetzung Amerikaner und arabische Staaten erst noch „entwickeln“ wollen. Wie soll diese Truppe zusammengesetzt und trainiert werden? Und wie soll sie dann die Entwaffnung der Hamas und die Zerstörung ihrer Tunnel sicherstellen? Die palästinensische Autonomiebehörde soll reformiert werden, um Verantwortung zu übernehmen. Wer soll den Reformprozess einleiten? Die Hamas soll zudem innerhalb von 72 Stunden nach Zustimmung alle israelischen Geiseln freilassen – und damit ihren letzten Trumpf ausspielen. Doch was erhält sie im Gegenzug? Offenbar bleibt ihr nur, auf den guten Willen eines unberechenbaren US-Präsidenten zu vertrauen. Viele Fragen, die im Plan nicht einmal ansatzweise beantwortet werden. Eines steht immerhin fest: Den geplanten Friedensrat wird Donald J. Trump selbst

anführen – ein Detail, das ihm im Rennen um den Friedensnobelpreis sicher nicht schaden würde.

Man kann sagen: Dieser Friedensplan ist gereifter als die abwegige Riviera-Idee. Doch ausgereift ist er noch immer nicht. Immerhin unterstützen mehrere arabische und islamische Staaten das Vorhaben, darunter Ägypten, Qatar, die Türkei und Indonesien. In einer gemeinsamen Erklärung bekundeten sie ihr Vertrauen, dass Trump einen Weg zum Frieden finden könne. Auch die Palästinensische Autonomiebehörde begrüßte das Vorhaben.

In Israel stößt der Plan auf ungewöhnlich breite Zustimmung. Nach der Pressekonferenz gewann der Schechel an Wert, und die Börse legte zu. Eine schnelle Umfrage unter Netanjahus Wählern zeigte, dass mehr als 60 Prozent den Plan befürworten. Auch Oppositionsführer Yair Lapid sieht darin „eine richtige Grundlage“ für ein Kriegsende. Lediglich der rechts-extreme Finanzminister Bezale Smotrich übte scharfe Kritik und sprach von einem „historischen Versäumnis“. Er hoffe, dass die Hamas den Plan ablehne, damit Israel, dann mit breiterer internationaler Unterstützung, die militärische Kontrolle über den Gazastreifen übernehmen könne.

Hierzulande begrüßte Kanzler Merz den Plan ebenso wie seine Amtskollegen aus Frankreich und Großbritannien. Er nannte ihn „die beste Chance auf ein Ende des Krieges“. In den sozialen Medien entfaltete sich derweil das gewohnte Schlagabtausch-Theater. Israel-Freunde warfen den Gegnern vor: „Das ist der ultimative Test, ob ihr wirklich Frieden wollt oder nur für Instagram-Likes auf PR-Feldzug gegen Israel geht.“ Propalästinensische Stimmen hingegen nannten den Plan eine Mogelpackung: Es fehle echte palästinensische Mitbestimmung, und die geplante internationale Truppe sei de facto eine Besatzungsarmee.

Am Ende wird sich das Schicksal dieses Plans nicht in den sozialen Medien entscheiden. Die Antwort der Hamas wird mit Spannung erwartet – und dürfte kaum ein klares Ja oder Nein sein, sondern eher ein „Ja, aber“. Selbst im günstigsten Fall bleiben Stolpersteine und zähe Verhandlungen über viele Details. Um den Prozess voranzubringen, braucht es diplomatisches Geschick und Beharrlichkeit – zwei Eigenschaften, die man Trump bislang nicht unbedingt zuschreiben kann.

SABA-NUR CHEEMA/MERON MENDEL



Muskelspiele machen müde: Dwayne „The Rock“ Johnson am Rande der Selbsterkenntnis

Foto Leonine

Glatt kein Justizirrtum

Das Berufungsurteil im Kündigungsfall Ulrike Guérot

Nachdem der Vorsitzende der Kammer das Urteil des Landesarbeitsgerichts NRW im Streit zwischen Ulrike Guérot und der Universität Bonn verkündet und den Termin beendet hatte, gab es eine Wortmeldung aus dem Publikum. Eine ältere Dame teilte dem Richter ihre Ansicht mit, dass die Entscheidung gegen Guérot vielleicht ihre Richtigkeit „im Namen der Justiz“ habe, aber nicht „im Namen des gesamten Volkes“. Ihre Nachbarin schloss sich an.

Dieser Einspruch war im Grunde fast zurückhaltend formuliert, man hätte ihn sich noch radikaler vorstellen können, als Gegen-Urteil im Namen des (ganzen) Volkes, strömt der Klägerin ihre erstaunliche Popularität inzwischen doch hauptsächlich aus einem Milieu zu, in dem die Legitimität des Staates und seiner Maßregeln grundsätzlich in Zweifel gezogen wird. Ulrike Guérot war nicht erschienen, obwohl sie den Termin noch zwei Tage zuvor ihrer Twitter-Folgerschaft kundgemacht hatte, und hatte auch keinen Anwalt geschickt. Die beiden Zuhörerinnen sprangen mit ihrem letzten Wort sozusagen für die Klägerin ein, Pflichtverteidigerinnen aus bürgerlicher Zuneigung. Sie waren unnötig früh gekommen; anders als bei der Berufungsverhandlung am 16. Mai (F.A.Z. vom 18. Mai) war der Saal nicht überfüllt.

Zum Legitimitätssoziologischen Gegensatz zwischen der Justiz, hier angesprochen als Stab akademisch qualifizierter Fachleute, die kraft ihrer Dienststellungen technische Lösungen von Rechtsproblemen verbindlich machen können, und dem Volk, dessen Rechtsempfinden die von ihm nominell autorisierten Urteile nach volkstümlicher Vorstellung irgendwie doch entsprechen müssen, ist zu sagen, dass in der Arbeitsgerichtsbarkeit die Berufsrichter nicht allein die Justiz bilden. Sowohl in der ersten als auch in der zweiten Instanz stellen die Laienrichter, paritätisch nominiert von Arbeitgeber und Arbeitnehmer, die Mehrheit der Kammer. So soll die Lebenserfahrung mit den spezifischen Gerechtigkeitsproblemen des Arbeitslebens in die Verfahren eingehen. Arbeitsschutz bedeutet, Möglichkeiten eines Arrangements auszuloten.

Die dem Einzelnen günstige Grundtendenz des Arbeitsrechts traf im Bonner Fall zusammen mit einem Rechtsgebiet, in dem der Eigensinn von Individuen geschützt und sogar in exzentrischen Varianten gefördert wird. Guérot wurde zur Last gelegt, bei der Bewerbung um die Bonner Professur für Politikwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung europäischer

Vernetzungen Schriften eingereicht zu haben, in denen misstrauische Fachkollegen später ausgewiesene Übernahmen aus Texten anderer Autoren fänden. Textarbeit von Wissenschaftlern genießt den Schutz der Wissenschaftsfreiheit, und nicht nur Plagiate, sondern auch Plagiatsvorwürfe können diese Freiheit beeinträchtigen, weil in der Wissenschaft kein neues Wissen ohne Weitergabe von altem Wissen produziert wird. Das Urheberrecht kann in dieser arbeitsteiligen Sphäre nicht in gleicher Weise durchschlagen wie in der Kunst. Es muss, mit Volkes Stimme gesprochen, ein dreierlei Fall vorliegen, wenn die Arbeitsgerichte jetzt in zwei Instanzen zu dem Ergebnis gekommen sind, dass der Universität Bonn die Weiterbeschäftigung einer Plagiatörin nicht zuzumuten ist.

Eine Abmahnung als milderes Mittel gegenüber der Kündigung kam gemäß den mündlichen Erläuterungen des Kammervorsitzenden nicht in Betracht, weil die Universität mit einer Wiederholung des Fehlverhaltens rechnen musste. Nicht erst als Professorin, so der entscheidende Punkt, sondern schon als Bewerberin musste sich Guérot an die Regeln guter wissenschaftlicher Praxis halten. Sie täuschte nach Überzeugung des Gerichts die Berufungskommission über die in ihren Schriften enthaltenen Täuschungen, selbst wenn sie diese Täuschungen vor sich selbst verleugnet haben sollte. Das ist ein epistemologisch anspruchsvoller Gedanke, aber diese Strenge ist wohlthuend angesichts der erkenntnistheoretischen Verwirrung, die viele Teile der öffentlichen Diskussion erfasst hat und von Ulrike Guérot mit ihrer Agitation in der Corona- und der Russland-Frage verkörpert wird. Mit ihrem unverwundlichen Enthusiasmus erzeugt und verbreitet sie Pseudo-Zweifel, die alle zum Handeln erforderliche, in einer wissenschaftlichen Welt nur provisorisch mögliche Sicherheit zerstören sollen. Dass zwei Textpassagen identisch sind und eine Fußnote gesetzt wurde oder nicht, lässt sich aber objektiv feststellen. So werden auch studentische Arbeiten bewertet.

„Warum Europa eine Republik werden muss! Eine politische Utopie“ heißt das Buch von 2016, das die Universität Bonn als Äquivalent einer Habilitation akzeptierte. Im gestrigen Protest vor der Kölner Richterbank wurde kein Justizirrtum behauptet. Ein Republikanismus artikuliert sich, die Rationalität juristischer Verfahren noch nicht einmal bestreitet und dennoch verlangt, dass das Volk seinen Willen bekommt. PATRICK BAHNERS

Das tut sehr klug weh

Gefühle gibt's, wo das Herz schlägt – aber wen?

Im Film „The Smashing Machine“ ist Dwayne „The Rock“ Johnson der tragische Held einer wahren Geschichte.

Sport ist auf der Leinwand meist mehr als (physischer) Wettkampf: Er erscheint da auch als (gesellschaftspolitische) Projektion seiner Zeit oder Diskursfläche für Themen wie Identität oder Sexualität. Im Evergreen „Rocky“ kloppt Sylvester Stallone nicht nur sich selbst gegen Apollo Creed ins Rampenlicht, sondern die sozial Abgehängten aus Philadelphia gleich mit. „Tatami“ verhandelt auf den Matten Judo-Weltmeisterschaft antipatriarchale Körper- und sogar Weltpolitik. Eindrucksvoll auch „Challengers“, in dem zwei befreundete Tennisspieler um die Angebote buhlen und der Tennis-court zur Kampzone und Spiegel sexuellen Wettbewerbs wird.

Nun blickt Benny Safdie, diesmal ohne seinen Bruder Josh, mit dem er lange im Doppelpack Filme gemacht hat, in seinem Solo-Regiedebüt „The Smashing Machine“ hinter die Fassade fleischbergiger Männlichkeit. Für sein Biopic, in dem er einen kurzen Zeitraum aus dem Leben des US-amerikanischen Ringers und Mixed-Martial-Arts-Kämpfers und UFC-Champions Mark Kerr filmisch verarbeitet, erhielt Safdie beim Filmfestival in Venedig den Regiepreis.

Konsequenterweise macht der Film seinem Titel gleich in der ersten Szene alle Ehre. Da pflügt sich die „Smashing Machine“ Mark Kerr (Dwayne Johnson) schweißglänzend durch den Ring und schmettert seine ananasgroßen Fäuste immer wieder in das Gesicht seines Kontrahenten. Das tut beim Zusehen und -hören weh und markiert gleich den Modus dieses Biopics, das in den Kampfszenen und ganz generell nicht durch Stilisierung oder Dramatisierung überzeugt, sondern durch einen so ungeschönten wie zurückhaltenden Realismus. Safdie zeichnet nach eigenem Drehbuch und auf Grundlage von John Hyams gleichnamigem HBO-Dokumentarfilm Mark Kerrs Geschichte von

1997 bis 2000 nach. Der 1968 geborene Sportler begann seine Karriere als Ringer und avancierte Ende der 1990er-Jahre zum Pionier der damals noch tafrischen Sportart Mixed Martial Arts (MMA). Sein Kosename resultierte aus seinem Kampfstil: Kerr malträtierte am Boden liegende Gegner gerne mit Kopf- und Kniestößen und war überhaupt jemand, der seine Kämpfe schnell beendetete. In konzentrierten, streckenweise dokumentarisch anmutenden 16mm-Bildern folgt „The Smashing Machine“ dem Star in den Ring, wo er seine Gegner bei der Ultimate Fighting Championship (UFC) zertrümmert, vor allem aber bei den japanischen Pride Fighting Championships. Wir begleiten den Kämpfer zu Pressekonferenzen oder Deals mit japanischen Managern, wo es auch mal an der Zahlung des Kampf-gelds hapert. Unterstützt wird er von seinem besten Freund und Mentor Mark Coleman (großartig: MMA-Kämpfer Ryan Bader), auch als ihm seine Schmerzmittelsucht zum Verhängnis zu werden droht.

In der Beiläufigkeit, mit der Safdie davon zunächst erzählt, liegt eine große Stärke seines Films. Er sucht keinen kinematographischen Sensationalismus und unterläuft konsequent alle Erwartungen an überdrehte Sportlerdramen. „The Smashing Machine“ entwirft (ohne zu werten) mit empathischem Blick ein zartes Porträt seines Protagonisten und des nicht eben zarten Sports. Kerr bricht auf der Arbeit Nasen und Knochen, ist privat aber in seinem Workingclass-Fertighaus, in dem er mit Freundin Dawn Staples (Emily Blunt) lebt, der ultrasensible Kontrollfreak. Die beiden lieben und streiten sich in einer Beziehung mit toxischen Zügen. Seine Karriere steht über allem, und seine Drogensucht nimmt immer mehr Raum ein, die Frau reagiert aus eigener Not, platzt vor einem wichtigen Kampf

in die Umkleidekabine und macht ihm Vorwürfe oder schluckt nach seinem Entzug Schmerzmittel vor seinen Augen. Blunt glänzt in der zugegebenermaßen undankbaren Rolle, die Safdie in seinem Film der vielschichtigen Männerbünde etwas zu sehr vernachlässigt.

Das Epizentrum des Films ist Dwayne Johnson. Der spielt den Kämpfer mit derartiger physischer Präsenz bei gleichzeitiger emotionaler Vielseitigkeit und sieht dank der Prothesen so anders aus, dass man sich erst mal die Augen reiben muss. Ja, das ist „The Rock“, und er kann Charakterrollen!

Wie einst Mickey Rourke als abgehalfterter Wrestler in Darren Aronofskys Drama „The Wrestler“ erscheint auch in „The Smashing Machine“ nach wenigen Filmminuten kaum vorstellbar, dass irgendwer anderes als diese Hauptdarsteller passender für diese Rolle gewesen wäre. Er spielt eben wirklich preiswürdig, war einst als Wrestler aktiv und steht mit seinen Muskeln und den vielen testosterongeschwängerten Actionsspektakeln in seiner Filmographie für ein ähnliches Männlichkeitsbild wie Mark Kerr.

Wie sein Protagonist ist auch Benny Safdies Solo-Debut außen hart und innen zart. Sein Film arbeitet sich an Männlichkeitsklischees ab und dekonstruiert diese ein Stück weit, und das, ohne seinen Helden zu glorifizieren. Wenn sich am Ende Film und Wirklichkeit kurz buchstäblich berühren, ist das ein gekonnt unaufdringlicher und sympathischer Taschenspielertrick, der das Safdi-Repertoire erweitert. Man darf daher wohl gespannt sein auf den für Februar 2026 geplanten „Marty Supreme“, den neuen Film von Bennys Bruder Josh Safdie: Timothée Chalamet spielt einen Schuhverkäufer, der von der Tischtennis-Weltmeisterschaft träumt; wieder Sport – und sicher auch wieder weit mehr. JENS BALKENBORG



Open Mic

Von Oliver Weber

Wenn sich eine Kleinstadt angegriffen wähnt, dann rücken die Bürger zusammen. Das lässt sich auf die riesige Lücke zurückführen, die zwischen den lokalen Näheverhältnissen und der Erfahrung, zum Objekt fremder Beurteilung geworden zu sein, klafft. So ähnlich ist es in den vergangenen Tagen wohl auch vielen Klützern gegangen, den Bewohnern einer kleinen Landstadt an der Ostsee, die seit Kurzem nicht dank ihres barocken Schlosses von sich reden macht, sondern aufgrund eines undurchsichtigen, gleichwohl aber empörenden Falls. Der Publizist Michel Friedman wurde, wohl auf Geheiß des Bürgermeisters (das ist nur eines der vielen Wohls in diesem Fall), von einer Lesung eingeladen, die das örtliche Uwe-Johnson-Literaturhaus anlässlich des 120. Geburtstages von Hannah Arendt im Oktober 2026 veranstalten wollte. Es ging dem Bürgermeister Jürgen Mevius, so teilte es zumindest der Leiter des Literaturhauses mit, um die angeblich hohen Kosten, die mit Friedmans Auftritt verbunden gewesen wären, die Angst vor rechten Demonstrationen und – besonders anstößig – darum, dass Friedman nicht nach Klütz passe. Mevius, der sich zunächst nicht hatte äußern wollen, bestritt wiederum das meiste davon, kündigte seinen Rücktritt an und beklagte, öffentlicher Verleumdung ausgesetzt zu sein. Nicht wenige Klützer wollten hier den eigentlichen Skandal erkennen: dass ein verdienter Bürgermeister mithilfe nationaler Medien, die natürlich jetzt scharenweise in die Stadt eilen, aus dem Amt gedrängt wurde. Insofern war es eine gute Idee des Schriftstellerverbandes PEN Berlin, nicht über, sondern mit den Klützern zu reden. Am Montagabend hatte er zu einer eilig organisierten Kundgebung auf dem Marktplatz geladen, zu der auch Friedman selbst anreiste. Der Publizist zeigte sich empört darüber, dass sich ein Politiker in die Belange der Kultur einmische. „Wie maßt sich Politik an, einen Menschen auszuladen? Wenn es kein Antisemitismus war, was war es dann?“, sagte er auf der Bühne. Mehrere hundert Menschen waren gekommen, viele davon, um Friedman zu unterstützen und Klütz wieder in ein freundlicheres Licht zu rücken. Man musste aber nur in die hinteren Reihen blicken oder die Kommentarspalten durchforsten, um auch die andere Seite zu sehen: Viele solidarisierten sich mit ihrem Bürgermeister und befürworteten die Ausladung Friedmans. Auch von ihnen kamen glücklicherweise ein paar zu Wort, was die Spannungen sichtbar minderte. Dass der PEN das Mikrofon zirkulieren ließ, brachte zwei konkurrierende Demokratieverständnisse näher – die einen verteidigten die Autonomie der Kultur und die anderen die Entscheidungshoheit ihres politischen Vertreters. Auch wenn dabei Unschönes zum Vorschein kam: nur so geht es. Die Sicherung der Kunstfreiheit wird kaum gelingen, wenn sie einer kleinen Bürgerschaft nur als Medienevent begegnet.

Ethnologe Koch geht nach Sachsen

Der Musikwissenschaftler Lars-Christian Koch wird neuer Direktor der Staatlichen Ethnographischen Sammlungen Sachsen. Er tritt damit die Nachfolge von Léontine Meijer-van Mensch an, die im vergangenen Oktober als Gründungsdirektorin des dortigen neuen Stadtmuseums nach Rotterdam wechselte. Koch, der fünfzehn Jahre lang als Abteilungsleiter für Musikethnologie am Ethnologischen Museum der Staatlichen Museen Berlin gearbeitet hat, leitet seit 2018 sowohl das Ethnologische als auch das Asiatische Museum sowie die Ethnologischen Sammlungen im Berliner Humboldt-Forum. An der Gestaltung der dortigen Dauerausstellung war er maßgeblich beteiligt. Sein Wechsel nach Sachsen, der offiziell bereits zum 1. Oktober erfolgt, kommt insofern überraschend, als die Stiftung Preußischer Kulturbesitz in Kürze ohnehin einen Nachfolger für den 1959 geborenen Koch benennen wollte. Die Ethnologischen Sammlungen des Landes Sachsen sind auf die drei Standorte Leipzig, Dresden und Herrnhut verteilt, in denen jeweils ein Völkerkundemuseum residiert. F.A.Z.